

Wästerhaltungsblatt

als Beilage zur Preßbürger-Zeitung.

zu No 55.

Vater Abraham a Sancta Clara über die Coiffüren der Damen.

Der Augustiner, Vater Abraham a Sancta Clara, war der launigste Sittenmaler seiner Zeit. Er lebte in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts und verwaltete von 1669 bis zum Jahre 1709, wo er starb, das Amt eines Hofpredigers in Wien mit außerordentlichem Beyfall. Er schrieb ein Buch in drey Theilen, das Narrenkennt bezieht, wodey er nur den einzigen Fehler bezieht, daß er sich nicht selbst mit in das Nest hineinsetzte. Sein Witz ist oft drey, aber immer treffend. Die ewige Klage, über die Sucht der Deutschen, alle Thorheiten der Ausländer nachzuahmen, war der Hauptstoff seiner Satyren, welche wohlverdienten wieder in frisches Andenken gebracht zu werden. Die Welt ist seitdem um ein Jahrhundert älter geworden; aber ihre Narheiten stehen immer noch in frischer Blüthe. Form und Name wechselt, aber die Sache bleibt. Die Satyren des launigen Vaters können unter andern auch als ein Modes-Journal des damaligen Zeitalters dienen. Hier ist seine Schilderung von dem Kopfschmuck der Damen seiner Zeit. Die Fontangen waren damals die neueste Mode und sie haben, trotz seines Eifers, den guten Vater lange überlebt. Man setze statt Fontanae, Toque, und der ganze Sermon paßt noch vollkommen auf die heutige Zeit. Doch die Ausfälle mag der selbige Vater allein verantworten. Es läßt sich so vernehmen:

„Ich habe Zeit meines Lebens kein größeres Narrennest gesehen, als eine Fontange. Ich beschaute solche von hinten und vorn, vom Aufgang bis Niedergang, und da ich alle Fontangen auf das genaueste durchguckte, konnte ich keine mit meinem geometrischen Maßstab zur rechten Proportion bringen; denn einige waren ganz aufrecht gebaut, wie die Schilderhäuser, einige aber abhinkend, wie die Wetterdächer, etliche ganz gleich, wie die neugerichteten Pallisaden, etliche bald hoch, bald niedrig, wie die Orgelpfeifen: wieder habe ich andre gesehen, die waren in die Runde aufgeführt wie die alten römischen Amphitheater. Endlich habe ich eine Fontange ertappt, die war wie ein eingefallner alter Dachstuhl, die Bänder waren schon fast das sechste Mal durch die Farbe gezogen worden, und hing eines nach Orient, das andre nach Occident, die Spitzen kamen mir vor, wie ein vermoderter Bauernzaua, woraus die Buben die Stecken gezogen, die Kräfte abzuschlagen. Hingegen habe ich wiederum eine andere Fontange zur Hand bekommen, welche mit mehreren Bändern umhenkt war, als eine Bauernbraut mit Flinterlen. Die Spitzen, so man in die Höhe gerichtet sah, sind die neuesten davon aus den Niederlanden gekommen, auf beyden Seiten waren zwey von Spitzen gefältete große Platten, wie die Blenden, welche man den tolleren Pferden vor die Augen macht, hinten hiengen vier große lange fliegende Lappen herunter, daß ich glaubte, die Fontange wollte mir augenblicklich aus der Hand fliegen, oder mit vollen Segeln nach Arragonien abschiffen. Der Vorwitz trieb mich dergestalt, daß ich anfing, diesen Marmodischen Bänderthurm abzutragen, und diese französische Sturmhauben zu zergliedern: da fand ich eine solche Menge Drath dahinter, daß man zu vier Vogelhäusel genug hätte, ja ich glaube, daß unser alter Tischlermeister nicht so lange an einem Kästlein werde gehobelt haben, als eine

Haubenhefterin Müß und Zeit angewendet, eine einzige Fontange aufzurichten, dahero dann die Fontange das wildeste, grausamste und unersättigste Thier auf Erden ist, sie frißt nicht allein Bänder, Spitzen, Schleier und dergleichen, sondern sie frißt auch in etlichen wenigen Stunden eine ganze Besoldung hinweg, welche der Mann das ganze Jahr hindurch in der Kanzley verdient. Die Fontange frißt ganze Dorfschaften und Landgüter, und man kann nicht Mittel genug finden, diesem unerhörten Vießfraß zu steuern. Ich habe eine Dame gekannt, deren Fontange auf einen einzigen Festtag sechszehnhundert Gulden gekostet, das heißt gefressen."

Von wannen diese alles fressende Hoffart ihren Ursprung genommen, davon redet die Welt ganz unterschiedlich. Die meisten Leute sagen, es sey in dem Geschick einer französischen Privatdame gezeugt worden, diese war bey dem französischen Hof und nannte sich Mademoiselle de Fontange, durch die erworbene Gnade aber des Königs, Marie Angelique d'Escorailles de Mousville Duchesse de Fontange, betitelt wurde. Einmal als die Hauptschmerzen die Glückseligkeit ihres Zustandes verbitterten, lösete sie aus Ungeduld, ein Knieband von dem Fuß, und knüpfte solches um das Haupt, als daß die Maschen davon gerade über der Stirne stunden. Inzwischen gab ihr der König die Visite, sie fragend: Mademoiselle, was ist das? Das stehet euch wohl an. Also bald faßte solches das übrige Frauenzimmer bey Hof. Des andern Tages erschienen alle Damen in der Fontange, und dem König zu gefallen, mit dergleichen ungewundenen Köpfen; da breitete sich die Mode aus, etliche knüpfen die Maschen doppelt, und auf solche Weise sollen die Fontangen ihren Ursprung genommen haben. •

Einige aber melden, daß, als der König auf St. Cloud mit der Mademoiselle de Fontange auf die Jagd geritten, und sie sich beyde in dem dicken Gebüsch des Waldes trennten, kam die Fontange mit einem aufgestellten Reiß, von einem Eichbaum, welchen sie so anmuthig in die Höhe gestieft, hervor, daß der König beym ersten Anblick vielmehr Lieblichers bey ihr empfand, sagte derowegen: *Mon ange, que vous êtes incomparable ay: cet ornement.* „Mein Engel, wie unvergleichlich seyd ihr doch in dieser Hauptzierde.“ Worauf die Fontange, als sie nach Versailles zurückkam, ihren Kopf nach der Facon die es in die Höhe gerichteten Eichzweig zierte. Die er folgten alle Damen, sowohl bey Hofe als auf dem Lande, aus angeborenem Eifer, ihrem Könige zu gefallen, bis die Reihe auch an das deutsche Frauenzimmer gekommen, welche, den Namen der Fontange zu verewigen, ihr zu unsterblichem Ruhm eine Ehrensäule auf die Köpfe gesetzt, in die Fontange gestochen, und noch heutiges Tages aus diesen Narrennestern herausgucken.

Ich lasse nun diese Märlein an seinen Ort gestellt seyn, weinge oftmals von einem spissfindigen Kopf erschiet werden, dadurch die Ohren voll zu plaudern, und die Traktätlein und Scartelen anzufüllen: so viel mir aus bewährten Autoren bekannt ist, so habe ich gefunden, daß die Fontange nicht von der französischen königlichen Maitresse herkam, sondern eben schon vor Alters, wie die Peruquen, bekannt gewesen. Die Griechen wußten von diesen in die Höhe geführten Hauben gar wohl, die Römer nannten selbige, nach Cirtii Pompeji und Varonis Bericht, *Tutulum*: dahero noch in einer römischen Inscription der *Uponia* einer dergleichen Fontangenmacherin gedacht wird.

Gleichwie nun die verderbte Natur der Menschen allezeit dahin geneigt gewesen, eher dem Laster als der

Tugend anzuhängen, und das Gute abzubringen, das Böse aber bis in die lange Nachwelt fortzupflanzen. Also gehet es auch mit den Fontangen, welche Nartheit, nach hingemangesehter Klugheit der Alten nur allein auf den Köpfen des Frauenzimmers kleben geblieben. Wie zermartern und peinigen sich nicht heutiges Tages die Weiber in Aufsehung einer einzigen Fontange, sie verursachen sich, durch die grausame Anziehung der Haare, fast unleidentliche Kopfschmerzen; der um das Hirn auf das festeste gewundene und gebundene Drath drückt ihnen größere Bürste auf, als man immer zu Witn von den Neupeltauern um bares Geld erkaufen kann, bald stehet ein Fleck Haar gegen Osten, der andre gegen Westen, was Zeit und Ungeduld brauchen nicht die sogenannten Favoritten, die Dufeln, die Touren, und hat die gnädige Frau, deren Herr unlängst in den großen Rath gekommen, in Aufsehung eines einzigen Schneefels einen ganzen Psalter ausgebetet. Wann nun der Drath grausam gebogen, die Haare gepflogen, der Kopf mit Nadeln gespickt, die Wangen mit Wäschern gebickt sind, da setzt die Frau das Narrennest auf das Haupt, gehet damit um ein Uhr in die Kirche, und bittet sich ein, es stehe ihr schön an. Folgende Geschichte solle ihr eine jede solche Narrin auf den Kopf pichen, ehe und bevor sie in den Spiegel sieht, ob ihr das Narrennest recht anstehet.

Eine gewisse Weibsperson war, um ihre Fontange zurecht zu setzen, eine geraume Zeit vor dem Spiegel gestanden, inzwischen hatte sie gleichsam eine kalte Hand hinten an ihren Hals gerührt, welches sie aber, als gewöhnliche solches von ungeräth, keinesweges geahndet, sondern ihre Eitelkeit immer gepflogen, und weil sich die Fontange keineswegs in den Kopf schicken wollte, hat sie sich jäggerrlich erbauet, insofern ist der kalten Hand

Anrühren noch zweymal erfolgt, da sie endlich umgesehen aber es stunde ein grausames Gesicht mit einer Fontange hinter ihr, über welchen so unvermutheten Anblick sie vor Schrecken zu Boden gefallen, und in ihrem Zimmer halb todt und sprachlos gefunden worden. Weil aber solche Fontangenarrinnen sich noch an dieser Lektion, noch an gegenwärtiger Historie spiegeln werden, so mögen sie hinführo ihre Nartheit frey und ohne Hinderniß treiben, und dabey durch ihr eignes Beyspiel ihre Kinder zu gleicher Hoffahrt verleiten damit die galante Nachwelt niemals ohne Fontangenarrinnen sehn möge, darum werden ihnen die Drathzieher, Spizenkrämmer und Haubenhesterin ohne Unterlaß verbunden bleiben, auch vor die letzte Kompliment nach ihrem Tode noch folgende Grabchrift verfertigen lassen:

Hier liegt das zarte Volk, hier sind die schönen Weiber,
Die großes Geld verschwend't zu zieren ihre Leiber,
Die Männer wissens wohl, die Schuldenvollen Tröpf,
Was sie in einer Woch gekost der Weiberköpf.
Sie thäten ganze Nacht bey Schrift und Büchern sitzen,
Und was sie heut verdient, giengen morgen auf die Spizen,
Nur daß der Frauen Haupt könnt noch so schön bestehn,
Wann sie sich in der Kirch bey Leuten ließen sehn.
Drum wünschen ihnen jetzt die Männer tausend Schmerzen,
Wir Spizenkrämmer doch die ewig Ruh von Herzen.

Halbar an seine Söhne.

Nur Harmonie der Seele, Einheit der Kräfte in gemeinschaftlicher Thätigkeit für das Obiect großer Bestimmung, ist vollendete Menschenexistenz. Führet eure Handlungen vor dem Richterstuhl der Gottheit, und kümmert euch nicht um Menschenurtheile.

Hasset die Bosheit mit dem Aufgedot kampfvoller
Wiederstrebung, aber die Schwäche verachtet, ob ihr
sie im Kleide der Tugend oder des Lasters findet. Der
Adel der Menschheit ist auch ofe noch im Bösewicht er-
kennbar, indesß der Stempel der Thierheit auf der Stir-
ne des Niedern haftet.

Habt Mißtrauen gegen die Tugenden der Mode!
Auf weichlichen Blumenbetten nistet kein Adler. Feig-
heit und Schwäche werden zur Sanftmuth und Duldung.
Empfindsamkeit und Milde ist der Stolz unserer Weich-
linge. Habt keine Gemeinschaft mit ihnen.

Die Fortsetzung folgt.

D i e K i n d h e i t .

Die goldne Zeit! — sie ist kein Traum gewesen!
Noch lebt sie in des Kindleins Sitte fort.
Noch kannst Du sie in seinem Auge lesen,
Und in der Kindheit retnem Sinn und Wort.
Auch sie hat ihre Paradiese; —
Ihr Himmel ist ein — Blümchen auf der Wiese.

Und diesen Himmel schwärzen keine Sorgen;
Ihr ist der frohe Augenblick genug.
Nicht kümmert sie der ungewisse Morgen,
Und nicht der Zeiten ew'ger Sturm und Trug.
Noch fesseln sie nicht fremde Bande;
Sie lebt und blüht in einem — freyen Laabe.

Noch kennt sie nicht die schlaue'nen Ziele,
Wohin der Thor mit leerem Herzen eilt.
Sie lebt sich selbst im jugendlichen Spiele,
Und augenblicklich ist ihr Schmerz geheilt.

Im leichten Tange fliehn die Stunden,
Und — was sie sucht, ist wunderschnell gefunden.

Noch kennt sie nicht des Herzens Schattenseite;
Vertrauungsvoll reicht sie die zarte Hand.
Du sahst sie gestern, — so erscheint sie heute;
Der Doppelsinn ist ihr noch unbekannt,
Die Unschuld ist des Kindes Seele.
O! Englein, noch bist Du ohne Fehle.

Dich täuschen nicht der Ehre Truggebilde.
Ein Liebekuß der Mutter ist dein Lohn.
Dein schönes Reich beginnt durch ihre Milde:
Der Mutter Schooß ist auch — ein Königsthron;
Da herrschest Du in sel'gem Frieden.
Noch ist Dein Engel nicht von Dir geschieden.

Noch spornt Dich nicht das leere stolze Wissen.
Der Glaube nur bewegt Dein stilles Herz.
Das Neue giebt man Dir mit zarten Küßen,
Und lehrt Dich denken — durch den muscica Scherz:
Die Phantasie hebt Deine Flügel
Was kümmert Dich der Regeln harter Zügel!

Die goldne Zeit! — sie ist kein Traum gewesen!
Drum blicken wir so gern das Kindlein an. —
Wir wollen sie in seiner Seele lesen,
Und Rosen streun auf unsrer Kinder Bahn.
Ist uns ihr Bild ins Herz geschrieben;
So ist das Herz uns selbst noch treu geblieben.

E. F. Pöckel: